

KERSTIN STÜSSEL

HEIMAT / GRÄBER

Beim Sprechen über Heimat wiederholen sich, wie es der »Rhetorik der Moderne«¹ entspricht, mehrere Gemeinplätze: Heimat steht in der aktuellen Gegenwartsdiagnostik, die die Heimatskepsis und -kritik der Nachkriegszeit hinter sich gelassen hat, für den Widerspruch und das Ineinander von Weltverkehr und Lokalisierung, für *Glocalisation*. Sie macht den erwartbaren Gegenpol zur allenthalben beschworenen Globalisierung mit ihren kontingenten und willkürlichen Wahl- oder Zwangsheimaten aus. Heimat, das ist der Raum der Herkunft bzw. der Kindheit, und das ist vor allem Vertrautheit, das sind von Jugend an bekannte Menschen, geliebte Landschaften und Orte, vertraute Dialekte, die historische Tiefen meist implizit, manchmal explizit mit sich tragen. Das Grimmsche Wörterbuch weiß aber auch, dass »selbst das elterliche haus und besitzthum« Heimat heißt, »woraus der sinn haus und hof, besitzthum überhaupt sich ausbildet (...)«.²

Bürgerliches Immobilieneigentum ist somit ein zweiter Kern des Heimatlichen, ein dritter, eng damit verknüpft, taucht indes nur am Rande auf: Der ErzählerIn wurde er von Kindheit an eingeschärft und ist mit ihrem unglücklichen Bewusstsein von Heimat und Sesshaftigkeit eng verbunden; es ist die sich wandelnde Sorge um die Gräber und die gespenstische Präsenz der Toten, die metonymisch auf traditionale Strukturen und naturwüchsige Hierarchien verweisen.

Dableiben oder Weggehen? Heimat oder Wahlheimat? Diese Alternative könnte man als Motto über die wieder und wieder erzählte Geschichte ihres Vaters und seiner Eltern stellen. Als Mitte der 1930er Jahre sogenannte Landlieferungsgesellschaften in Fortführung der seit dem 19. Jahrhundert praktizierten inneren Kolonisation Groß-

grundbesitzareale in Mecklenburg parzellierten und aufsiedelten, planten ihre Großeltern, den ostwestfälischen Kotten und ihre Heuerlingsexistenz aufzugeben und als Neubauern gen Osten zu ziehen, um eigenen Grund und Boden zu bewirtschaften und ein Haus zu bauen.

Dieses Vorhaben scheiterte an der Großmutter – und an den Gräbern. Im Frühjahr 1932 war deren damals jüngstes Kind, eine Tochter, im unzureichend geheizten Kotten nach einer Lungenentzündung gestorben. Ein weiterer Sohn, ihr Vater, wurde im August 1933 geboren, und erst als seine Geburt wenige Tage später amtlich registriert wurde, starb ihre unbekannt Tante auch auf dem Papier, als im Familienbuch ihr Todesdatum nachgezeichnet wurde. Ein ersehntes Mädchen kam erst fünf Jahre später auf die Welt. Mit einem Wegzug wären dieses Grab und die anderen Familiengräber unbesorgt geblieben, oder ihre Pflege hätte an entferntere Familienmitglieder übertragen werden müssen. Im Konflikt der unterschiedlichen Immobilien trug die Sorge um die Gräber und die Toten einen Sieg ~~um~~ das potentielle Eigentum in der Fremde über davon.

Mitte der 1950er Jahre konnten ihre Großeltern den Traum vom eigenen Haus und eigenen Land endlich verwirklichen. Die Großmutter erbt ein Baugrundstück, das auch kleinbäuerlich nutzbar war, und ein günstiger Kredit, der an die Vermietung an Flüchtlinge aus dem Osten geknüpft war, ermöglichte den Bau eines Hauses, vielleicht drei Kilometer entfernt vom alten Kotten, heute zersiedelte Vorstadtlandschaft. Dieses Haus sollte ihr Vater als jüngster

1 Gerhart von Graevenitz: »Einführung«, in: ders. (Hg.): *Konzepte der Moderne*. Stuttgart 1999, S. 2–16.

2 <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=heimat>

Sohn erben, und ihre Mutter hatte sich nicht nur um ihre Anfang der 1960er Jahre geborenen Kinder, sondern auch um ihre Schwiegereltern und die eigene Mutter zu kümmern. Frühe Pläne ihrer Eltern, sich in Berlin niederzulassen, wurden dadurch ebenso obsolet wie der wachsende Wunsch ihrer Mutter, wieder außerhäuslich zu arbeiten.

Es waren immer die Frauen, vor allem ihre Mutter und deren Mutter, die sich um die Gräber kümmerten, die harkten, Unkraut jäteten, Blumen pflanzten und im Sommer den trockenen Boden wässerten. Ganze Nachmittage, so will es ihr heute scheinen, habe sie am Rockzipfel der Frauen auf dem Friedhof verbracht, wo ihre Gräber zu den wenigen gehörten, auf denen keine Grabsteine mit Namen und Daten standen. Dies entsprach dem Postulat einer stolzen, erweckungsbewegten Bescheidenheit; die Anonymität der Gräber sollte aber auch verhindern, und das war eine von den Kindern gespeicherte familiäre Urangst, dass »die Leute« etwas denken könnten ...

Als ihre Mutter 1985 an Krebs starb, sollte sie auf der Grabstätte ihrer Herkunftsfamilie begraben werden, wo noch eine Grabstelle frei war. Zwischen ihrem Vater und der Friedhofsverwaltung entzündete sich ein kurzer heftiger Konflikt, weil dieses Begräbnis die Umgestaltungs- und Rationalisierungspläne der Verwaltung störte, die die Wege zwischen den Gräbern verbreitern wollte, um Platz für größere Maschinen zu schaffen. Ihr Vater setzte sich schließlich durch, und ihre Mutter konnte dem Familienwunsch entsprechend beigesetzt werden. Bis heute pflegt er, der inzwischen lange wieder verheiratet ist, das Grab ihrer Mutter und das seiner Schwiegereltern. Die Grabstätte seiner Herkunftsfamilie, ihrer Großeltern väterlicherseits, ist jedoch verschwunden. Nach Ablauf der Liegezeiten einigten sich Kinder und Schwiegerkinder darauf, die Pachtgebühren nicht länger zahlen zu wollen und das Grab aufzugeben. Die letzten, die hier beerdigt wurden, sind jene unbekannt Tante, die im kalten Winter 1932 mit nur sieben Wochen starb, und die Großeltern väterlicherseits, die in den 1970er Jahren verstarben, nach einem Leben, das nach der älteren Lutherbibel »köstlich« genannt werden muss.³

Es wäre ein Leichtes, diese Geschichte als Modernisierungs- und damit Verfallsgeschichte der bäuerlichen Kultur zu erzählen, wie es Martin Mosebach am Beispiel textiler

Lebens- und Todesgestaltung in Süditalien getan hat.⁴ Man hätte an Adelbert von Chamisso zu erinnern, der die alte Waschfrau und ihr selbstgewebtes Totenhemd besingt. Es kann als unwiederbringlicher Verlust empfunden werden, wenn die kollektiven Künste, das menschliche Leben von der Geburt bis zum Tod in eine Form zu bringen und so zu tradieren, verlorengehen oder gar zerstört werden.

Auch in ihr regte sich damals ein konservativer Furor, als ihr Vater mit den Ämtern stritt und als die Rationalität mit der althergebrachten Sitte (oder bloßer Gewohnheit) in Konflikt zu geraten schien. Zugleich gab es aber eine Reihe von Indizien, dass ihres Vaters Aktivismus auch ein untauglicher, wenn auch naheliegender und verständlicher, egoistischer Versuch war, die eigene Trauer und die diffusen Schuldgefühle gegenüber seiner Frau zu bekämpfen.

In Goethes postrevolutionärem Roman *Die Wahlverwandtschaften* sind die Planierung des Kirchhofs und die Umplatzierung der Grabmonumente unter Charlottes Leitung Anlass zu einer Diskussion über alte Gewohnheiten und neue Bequemlichkeiten, über die Bedeutung von fixen Erinnerungsorten und die Unreinheiten, die auch in der Sorge um das Andenken der Toten mit-schwingen kann, so dass sie zwischen »selbstische(m) Scherz« und »heilige(m) Ernst«⁵ unentscheidbar oszilliert. Goethes Roman ist aufgrund seiner unnachahmlichen, zurückhaltenden Erzählweise ein Moment jener paradoxen Verunheimlichung des Heimatlichen, an der die Debatten um Gewinne und Verluste der Moderne partizipieren.

Ernst Jüngers letzte Erzählung *Aladins Problem* von 1983 entfaltet eine andere Lösung für das Problem der drohenden »Einebnung« von Friedhöfen, die signifikanter Teil der Liquidierung sozialer Ungleichheiten und kapitalistischer Entsubstanziierung sind: Bodenspekulation bedroht vor allem die Erdbegräbnisse, und die moderne Nivellierung führt zur Ansammlung gleichförmiger Grabsteine. Dagegen und als »Gegenzug zur motorischen Welt«⁶ wird von den Protagonisten eine zentrale Nekropole in den Tuffhöhlen Kappadokiens projiziert und schließlich geschäftsförmig realisiert, so dass die kultischen Traditionen von technischem und organisatorischem Fortschritt kompensiert und überboten werden.

Diesem Weltprojekt⁷ und seiner literarischen Beschreibung wohnt indes die unentrinnbare Dialektik der

Moderne und ihrer ›inestuösen‹ Kultur inne: Die kulturellen Verluste werden binnenkulturell diagnostiziert und ihnen wird voluntaristisch entgegen gearbeitet; die Rettung alter ›heimatlicher‹ Kulturtechniken durch neue funktionalistische Verfahren bedeutet aber zugleich entweder ihre endgültige Zerstörung oder ihre Musealisierung.

Dass die abendländische Kulturgeschichte der Totenklage und -sorge seit der Vor- und Frühgeschichte eng mit der Geschichte der Medien verbunden ist, hat Christina von Braun⁸ mit besonderer Aufmerksamkeit auf Implikationen geschlechtlicher und sozialer Ungleichheit gezeigt: Wenn das ältere körperlich-stimmlich ausagierte Privileg der Frauen, Geburt und Sterben zu besorgen und generationenübergreifend ins Gedächtnis einzuspeisen und dort zu fixieren, durch die elitäre Kulturtechnik der Alphabetschrift überboten ist und die Sorgen um die Totenklage, die Erinnerung, die Unsterblichkeit und um den Geist so in männliche Zuständigkeit geraten sind, dann könnte die konservative Vermutung plausibel sein, dass die Gleichberechtigung koevolutionär mit Nivellierungen der Totensorge einhergeht.

So wie die Mutter in der Geschichte unter dem traditionellen Zusammenhang von Familie, Eigentum, Begräbnisort und Heimat gelitten hat, so wird dieser jetzt der Gleichberechtigung und der individuellen Lebensplanung geopfert: Die zunehmende Anonymität der Bestattungen, die schwindende Rolle des Bestattungsorts und die Verlagerung der Trauer in virtuelle Welten passen sich so in die Prozesse von Individualisierung, sozialer und lokaler Mobilität sowie in die Auflösung traditioneller Familien und die Technisierung der Fortpflanzung ein. Wo könnte ein künstlich gezeugter Mensch seine Heimat finden und seiner Herkunft und seiner Toten gedenken?

Meine provinzielle Erzählung liegt im Windschatten der Geschichte des 20. Jahrhunderts mit ihren verheerenden Massenmorden und Vertreibungen. Eine Folge dieser Verwüstungen ist das wachsende, wehmütige und manchmal zwanghafte Verlangen nach verbindlichen, kollektiven und körperlich sichtbaren Formen der Totenklage, der Trauer und der Erinnerung, die zumeist an zentralen ›unheimlichen‹ Orten realisiert werden, wenngleich auch Projekte ›in der Fläche‹ geplant und durchgeführt sind.

Die unmaßgebliche Geschichte von ostwestfälischen

Gräbern und vom Dableiben und Weggehen markiert auf anderer Ebene den Raum einer elementaren, unabwiesbaren Empfindung von unvermeidlichem und unwiederbringlichem Verlust, welche zugleich ein Effekt literarischer Lektüren und diskursiver Formationen des 19. und 20. Jahrhunderts ist. Dieses Gefühl ist an die unterschiedlichen Logiken des Fortschritts- oder des Evolutionsdenkens gebunden, die, stets teilnehmend, beobachtet oder aktiv und explizit befördert oder behindert gedacht werden. Sie zu durchkreuzen, ohne das Gefühl zu veraten, erfordert ein Denken jenseits von dezisionistischem Engagement und anthropologischem oder naturrechtlichem Fundamentalismus.

- 3 Psalm 90, 10: »Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen (...)«
- 4 Martin Mosebach: »Sind die Deutschen noch ein Kulturvolk?«, in: FAZ vom 15. Februar 2006, S. 8.
- 5 Johann Wolfgang von Goethe: Die Wahlverwandtschaften, in: ders.: Werke. Hamburger Ausgabe, Bd. 6. Hamburg 1948ff., S. 361–365.
- 6 Ernst Jünger: Aladins Problem. Stuttgart 1983, S. 84.
- 7 Markus Krajewski: Restlosigkeit. Weltprojekte um 1900. Frankfurt/Main 2006.
- 8 Christina von Braun: »Gender, Geschlecht und Geschichte«, in: dies./Inge Stephan (Hg.): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar 2000, S. 16–57.